

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 61 (1994)

Artikel: Edisons Erben und Co. oder der Leidensweg einer Sammlung
Autor: Burgdorfer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1075992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Edisons Erben und Co. oder der Leidensweg einer Sammlung

Ernst Burgdorfer

Burgdorfer in Burgdorf tönt wie ein komischer Witz. Umsomehr als ich ethnologisch überhaupt nichts mit dem schönen Emmentaler Städtchen zu tun habe. Mein Name ist reiner Zufall und die Übersetzung von Berthoud, einstmals versprengter Hugenotten. Dass ich mit meinen Musikapparaten in Burgdorf landete, war ebenfalls Zufall.

Das war so: Die Firma Lenco führte in den sechziger Jahren in ihren Geschäften eine Aktion durch, indem sie alte Grammos und Phonos gegen moderne Plattenspieler eintauschte. Die Idee war, irgendwann ein kleines Fabrikmuseum einzurichten. Damit läpperte sich ein ganz schöner «Rosthaufen» zusammen. Bloss, Zeit hatte niemand, das Ganze zu realisieren. Es herrschte damals Personalnot, und industriell gab es andere Sorgen.

Anfangs der siebziger Jahre vernahm Frau Laeng senior, oder die Marie, wie sie von ihren Leuten volkstümlich genannt wurde, über einen Händler, dass ich dieselben Apparate sammeln und selbst restaurieren soll. Sie liess mich kommen und unterbreitete mir in ihrem derben Emmentaler Dialekt ihr Vorhaben mit der Bemerkung: «I hoffe, Dir siget ke Fotzuhung, wo mi bschisst». Nun, ich musste auf den Stockzähnen lachen, sagte ihr aber zu und begann ein kleines Konzept auszuarbeiten. Einen Haken gab es allerdings noch. Ihre verschiedenen frühen Exemplare aus der Umgebung der Schweiz waren zu gleichartig, um die Entwicklung aufzuzeigen. Der Grund: Unsere damalige Industrie fertigte wohl hochwertige Spieldosen und ähnliche Apparate an, aber an der Erfindung und Entwicklung von Tonaufzeichnungsgeräten war die Schweiz kaum beteiligt. Dies blieb den Amerikanern vorbehalten. Erst ab ca. 1905 produzierte man hierzulande der Zeit gehorchend auch Phonographen und Grammophone. Das meiste erst noch in Lizenz. (Paillard und Thorens erweiterten später ihr Fabrikationsprogramm beträchtlich, indem sie sich u. a. auf die Herstellung von Bestandteilen

spezialisierten.) Um zu unserer Firma Lenco zurückzukommen: ich musste etliches aus meinem Fundus beisteuern, um ein buntes Entwicklungsbild darstellen zu können. So entstand unter Mithilfe von Innenarchitekt Kammermann ein schönes, kleines Fabrikmuseum.

Leider kam die Firma Lenco, bedingt durch äussere Gründe, Ende der siebziger Jahre in Schwierigkeiten und musste ihre Tore schliessen. Damit war auch das Museum verwaist und stand zum Verkauf offen. Es gab mehrere Interessenten, darunter das Technorama in Winterthur. Bloss, über den Preis war man sich noch nicht einig (die Liquidationsnotare waren mit der Preisgestaltung nicht eben zimperlich). Hier legte H. U. Haldemann von der Stadtverwaltung mit Unterstützung des damaligen Stadtpräsidenten Max Conrad sein Veto ein. Sie hatten zwei gute Gründe, die Sammlung in Burgdorf zu behalten: Erstens war die Lenco ein weltweit bekanntes Unternehmen und zweitens geisterte bereits die Idee eines Kornhaus-Museums in den Köpfen herum. Jetzt begann H. U. Haldemann Geld aufzutreiben. Fr. 60 000.– machte die Stadt locker und Fr. 40 000.– spendete die Migros aus ihrem Kulturfonds. Damit war die Sammlung für Burgdorf gesichert.

Nun besass die Stadt plötzlich eine Menge Apparate und musste sie vorläufig auch irgendwie unterbringen. Ich selbst hatte mich längst zurückgezogen und die Sammlung nicht mehr weiter ausgebaut. Heinrich Wolf, ein ehemaliger Mitarbeiter der Lenco-Spitze und interim «Museumsdirektor» regte an, sich mit mir in Verbindung zu setzen.

Diese Dinger waren noch immer ein wenig meine «Göttikinder», und so fiel es mir nicht schwer, auf die Anfrage hin meine Mitarbeit anzubieten. Als erstes wurde ich beauftragt, ein Inventar zu erstellen, die Apparate einzupacken und sie in ein städtisches Magazin zu überführen. Mittlerweile nahm die Idee Kornhaus-Museum konkrete Formen an. Die Amtersparniskasse Burgdorf bot Hand und stellte die Liegenschaft an der Mühlegasse 5 als Vormuseum zur Verfügung, eine wichtige Funktion für das Projekt Kornhaus. Bis zum Umbau gab es noch etliche Hürden zu nehmen, Steine aus dem Weg zu räumen und Politiker zu überzeugen. So konnte man wenigstens praktisch vorzeigen, welche Gestalt das Ganze annehmen sollte. Die unteren Stockwerke waren den Trachten und Musikinstrumenten vorbehalten, und auf dem «Flohboden» installierte man die vorläufige Grammo-Sammlung. Ich erwähne hier bewusst «vorläufig», denn die Lenco-Substanz war nicht ein wirkliches Museum, sondern eine schöne Sammlung. Ein richtiges Museum hat nicht nur den

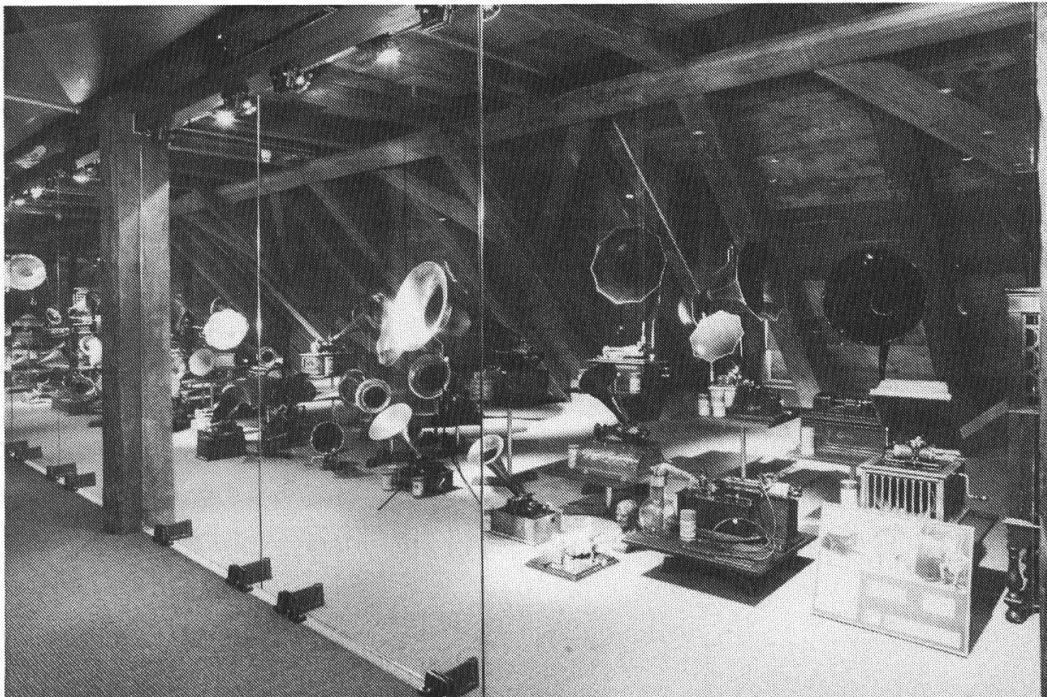
Zweck, Besucher zu belustigen, es muss auch professionell und wissenschaftlich aufgebaut sein. Unter anderem war eine ausreichende Dokumentation zu erstellen. Ebenso fehlten einige wichtige Stücke, um die Entwicklung real darzustellen. Davon musste ich erst die massgebenden Leute überzeugen. – Die Sammlung gehörte immer noch der Stadt. Erfreulicherweise fand ich grosses Verständnis und Zustimmung. So begann gezielt meine Arbeit. Viel Geld stand nicht zur Verfügung, und Brocken um Brocken wurde mühsam aufgekauft. Damit kam ich natürlich nicht weit. Die Zeit arbeitete gegen mich. Oft musste ich raschestens zugreifen, um begehrte und seltene Stücke zu sichern. Ich begann in der Welt herumzureisen (meist verbunden mit Ferien), um Fehlendes zu suchen.

Jedesmal, wenn etwas Geld vorhanden war, zog ich los. Ich bezahlte die Apparate längst aus der eigenen Tasche. Der offizielle Weg war zu kompliziert und zu langsam. So blieben sie mein Eigentum bis, wohl in weiter Ferne, ein Sponsor fürs Museum auftauchen würde? Für mich war es manchmal hart, wenn praktisch das letzte Fränkli drauf ging. Ich trieb nie Handel damit (wo sollte ich die Zeit hernehmen) und musste alles aus meinem Monatslohn aufbringen. (Wie die meisten Bürger ging auch ich «so nebenbei» einem regelmässigen Broterwerb nach.) Mir kam entgegen, dass ich privat keine finanziellen Verpflichtungen besass. Die Stunden, die ich jeweils in der Werkstatt verbrachte, sind Legende. Technische Antiquitäten müssen ganz und gepflegt aussehen. Vergammeltes, d.h. Gebrauchsspuren als «Kolorit» zählen hier nicht. Es kommt auch vor, dass ab und zu ein Bestandteil als Kopie angefertigt werden muss. Dem ist nichts entgegenzuhalten, solange das Stück fachmännisch und im Sinne des Fabrikates bearbeitet wird. Leider machen sogenannte Bastler die Geräte oft unreparierbar und kaputt. In der ganzen Welt gibt es auf unserem Gebiet relativ wenig Sammler, verglichen etwa mit den «Briefmäkelern», jedoch immer noch genug, um das «Geschäft» schwierig zu machen. Als Zusammenschluss existiert seit 1919 der englische Grammo-Sammler-Club «CLPGS», daneben in Australien, Kanada und den USA kleinere Vereinigungen. Jedenfalls haben wir ein gutes Verhältnis und kennen uns teilweise weltweit. Betrügen ist verpönt. Die Preise werden, auch wieder weltweit, durch Angebot, Nachfrage und Auktionen geregelt. Natürlich gehören die Fachhändler dazu. Sie bieten den Vorteil, dass im entsprechenden Land alles zusammenläuft. (Man kann z. B. nicht in drei Tagen ganz England abklappern.)

So war ich jedes Jahr einmal in Paris und London und alle paar Jahre in den USA. Mit Amerika verhandelte ich oft schriftlich, wobei mein Partner die Stücke via Luftpost sandte. (Man glaubt es nicht, Air Mail war nicht teurer als der Seeweg und erst noch sicherer.) So musste ich meine Post jeweils auf dem Zollamt abholen und meinen Obolus entrichten. Hier kann ich den Zollbeamten ein Kränzchen winden. Sie waren stets freundlich, kooperativ und verständnisvoll. Kam ich mit Waren aus dem Ausland zurück, war der Transport ein Kapitel für sich. Zwecks Geldersparnis flog ich grundsätzlich mit den billigsten Charter-Gesellschaften. (Die «Qualität» der Hotels sei hier nur am Rande erwähnt.) Die Hostessen waren entsprechend niedrig bezahlt und für ein Trinkgeld durchaus bereit, behilflich zu sein. Da ich chronisch Übergewicht hatte, «bestach» ich jeweils eines dieser netten Mädchen, das mir dann meine schweren Koffer bei ihren Kollegen im Check-In ohne Probleme durchbrachte. (Die Ersparnis war beträchtlich.) Zoll und WUST kosteten meist wenig. Solange man die Waren deklariert und sich dem Zöllner gegenüber anständig verhält, ist die Einfuhr in die Schweiz problemlos.

Frankreich bereiste ich meist mit der Eisenbahn, jedenfalls Paris, neuerdings mit dem TGV. Ich zielte im Herbst immer auf die Zeit der grossen «Brocantes». Hier kamen Anbieter aus ganz Frankreich zusammen. So manches Stück kam aus Grossmutter Estrich zum Vorschein. Nun, heimschaffen musste man die «Prachtsstücke» auch. Da meine Einkäufe meist nicht eben leicht waren, entsprach der Marsch bis zur nächsten Metro-Station oft einem Body-Building-Training. (Mit Paris bei Nacht war dann nichts, abends war ich fast immer «geschafft».)

Die Heimreise wurde zusehends schwieriger. Frankreich hat seit einigen Jahren die Ausfuhr von sogenannten Antiquitäten, d.h. Objekte die mehr als 100 Jahre alt sind, erschwert. Man muss einen wissenschaftlichen Experten aufsuchen, der bestimmt, was raus darf und was nicht. Bringen Sie mal einem französischen Durchschnittszöllner bei, dass z. B. ein Phonograph aus dem Jahr 1901 noch nicht antik ist! So half ich mir oft anders. In den meisten Zügen gibt es ein Koffer-Abteil. Normale Gepäckstücke liess der Zöllner dort in der Regel in Ruhe. Nur gegenüber Paketen war er misstrauisch. So demonitierte ich meine Errungenschaften jeweils im Hotel und kaufte den entsprechenden Koffer, um die «Ladli» und Bestandteile konform zu verpacken. Betrug war es in diesem Sinne nicht, aber ich konnte so einem «Theater» ausweichen.



Blick auf einen Teil der Musikapparate-Sammlung im 3. Obergeschoss des Burgdorfer Kornhauses (Foto: Andreas Marbot).

Einmal erwarb ich im letzten Moment vor der Abreise eine sog. «Strohgeige» mit dem Geigenkasten. Meine Koffer wollte ich auf dem Bahnhof nicht noch einmal öffnen. Ich stellte das gute Stück einfach im Gepäckfach neben einen Tramper-Rucksack.

Auslandreisen waren notwendig. Wie ich schon vorgängig bemerkte, sind die guten Stücke in der Schweiz meist nicht zu finden. Das Ganze ist entwicklungsgeschichtlich bedingt. Grundsätzlich kamen die ersten Phonographen und Grammophone aus Amerika. Edison mit den Phonos (Walzengeräte) und Berliner mit den Grammos (Plattengeräte). Daneben «Graphophon» resp. «Columbia», die Phonos und Grammos herstellten. Alle drei zogen bald Niederlassungen in der ganzen Welt auf. Man kann z. B. auf alten Schalldosen «Grammophone and Typewriter, New York/London/Paris» lesen. Lizenzen wurden vergeben, so dass die entsprechenden Länder selbst zu fabrizieren begannen, z. B. «Edison Bell» in England oder «Pathé» in Paris, die eigene Systeme entwickelten. Die Schweiz spielte hier nur eine kleine Nebenrolle. Abgesehen davon, dass die Geräte für die damalige Zeit sehr teuer waren, wurden sie doch weitgehend in den entsprechenden Ländern verkauft und sind heute als «Veteranen» auch dort zu finden. Ein Sammler kommt nicht

drum herum, sich weltweit umzutun, wenn er die technische Entwicklung mit aussagekräftigen Stücken belegen will.

Zurück ins Kornhaus. Ich gewann den Wettlauf gegen die Zeit bis zur Eröffnung des Museums, hatte meine Stücke weitgehend beisammen und sogar restauriert. Dass der Ausstellungsmacher mich sitzen liess und unter Zeitdruck meine Abteilung für die Eröffnung nur provisorisch fertigstellte, war nicht mein Fehler.

Noch ein paar Worte zur Struktur des Museums: Um eine Sammlung nicht ausufern zu lassen, muss sie begrenzt werden. Wir haben uns auf die technische Entwicklung konzentriert, d.h. auf die Systeme der fortschreitenden Erfindungen. Tondokumente liegen an zweiter Stelle, auch hier wurden wiederum nur die Verschiedenartigkeit der Tonaufzeichnungen und die Form der Tonträger berücksichtigt, seien es verschiedene Dimensionen von Walzen, Platten oder aussergewöhnliche Arten wie Band, Draht, Tefifon usw. Selbstverständlich besitzen wir um die tausend normale Tonaufzeichnungen. Die eigentliche Tondokumentation überlassen wir aber anderen Institutionen. Man muss sich vorstellen, dass die Plattenproduktion seit Anfang 1900 auf X Millionen angestiegen ist. Z.B. nur das deutschsprachige Repertoire besteht schätzungsweise aus zehn Millionen Aufnahmen. Es wäre für uns zwecklos hier mitzumachen. Ausser den öffentlichen Institutionen wie die «Phonothek» in Lugano und verschiedenen Archiven, Bibliotheken und Radiostudios gibt es, wiederum nur im deutschsprachigen Raum, schätzungsweise 1000 ernsthafte Sammler. Jeder hat ein Spezialgebiet und dürfte durchschnittlich 10 000 Platten besitzen und diese Materie meist auch wissenschaftlich auswerten. (Da die «Scheiben» aus Schiefermehl und Schellack bestehen, beträgt das Gewicht einige Tonnen.) Wir machen es uns aber zur Aufgabe, mit diesen Leuten ein gutes Verhältnis zu pflegen und gegenseitig Hilfe zu leisten.

Man kann in guten Treuen fragen, was diese technischen Dinger in einem Institut für schweizerische Volkskultur und Bräuche zu suchen haben, umsomehr als die meisten Stücke nicht schweizerischen Ursprungs sind. Nun, das Schicksal hat sie hierher gebracht und eingefügt. Es ist ein Stück Industrie-Geschichte auf einem Fachgebiet, ohne das keine Kommunikation in diesen weltweiten Dimensionen stattgefunden hätte. Der flüchtige Ton wurde für die Nachwelt gebannt und trug nicht zuletzt zur Völkerverständigung bei. Wie sagte doch Lance Tschannen seinerzeit: «Es gibt auf der Welt eine Sprache, die von allen verstanden wird, die Musik».